

Hubert Anders

Die Siebte Vestalin

Das Leben und Wirken der
Tiberia Caecilia Virgo Vestalis

unentgeltliche Leseprobe – nicht zum Verkauf!

Hubert Anders

DIE SIEBTE VESTALIN

**Das Leben und Wirken der
Tiberia Caecilia Virgo Vestalis**



HA!

Unentgeltliche Leseprobe aus:

Bibliographische Information der deutschen Nationalbibliothek:

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Hubert Anders

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-7519-4455-7

Widmung

Dieses Buch ist meiner Lebensgefährtin Clara gewidmet. Sie ist es, die mir durch ihr tägliches Vorbild die Augen für vieles geöffnet hat, was ich in diesem Buch zum Ausdruck zu bringen hoffe. Und sie ist mir täglich Ansporn, auf sie und meine Mitmenschen zu achten und mich selbst nicht allzu wichtig zu nehmen.

Danksagung

Danke an Alfred, Clara, Erik, Johannes und Melitta, die Rezensenten der ersten Stunde, und nicht zuletzt Erika, der sich darüber hinaus der Mühe akribischen Korrekturlesens unterzog und zahlreiche inhaltliche Anmerkungen beisteuerte.

Inhalt

Vorwort.....	9
Lageplan.....	11
Teil 1: Die Berufung.....	13
Teil 2: Lernende.....	41
Teil 3: Adoleszenz.....	73
Teil 4: Dienende.....	121
Teil 5: Lehrende.....	147
Teil 6: Der Götter und der Menschen Wille.....	163
Teil 7: Tiberia Mater.....	185
Epilog.....	221
Anhang: historische und sozialgeschichtliche Einordnung...	223
Personen der Handlung.....	231
Literaturverzeichnis.....	233

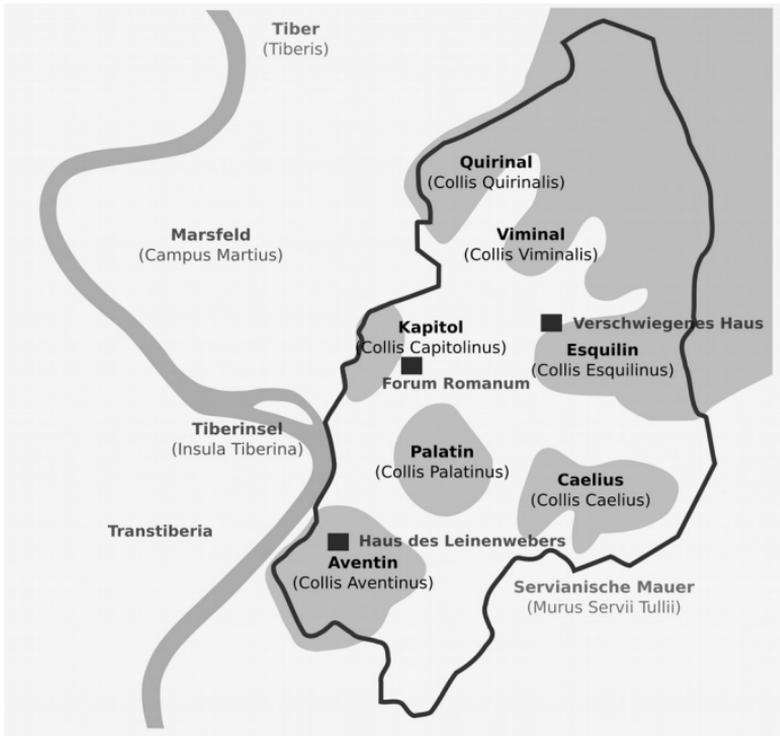
Vorwort

Dieses Buch erzählt die Geschichte einer Frau plebejischer Abstammung, die in der Zeit der späten römischen Republik ihren Weg geht. Einen ungewöhnlichen Weg, der damit beginnt, dass sie bereits mit acht Jahren Vestalin werden will und ein Jahr später auch wird.

Doch dieses Buch erzählt auch die Geschichte einer Gesellschaft, die den einfachen Menschen genügend Raum für ein gutes Leben lässt, von einer wohlmeinenden Obrigkeit, deren Laster mehr ihren Schwächen als bösem Willen geschuldet sind, und einer stark personifizierten Spiritualität, die all diesen Menschen Halt und Orientierung gibt, statt sie durch bewusste Überforderung und Repression ständig in einem Gefühl persönlicher Schuld oder Überlegenheit über andere zu halten.

Es ist insofern auch ein Buch der Hoffnung. Der Hoffnung, dass solche Gesellschaften auch heute möglich sind bzw. dort, wo wir sie mehr oder weniger gut verwirklicht sehen, nicht zerstört werden mögen.

Lageplan



Teil 1: Die Berufung

Auf dem Forum

„Bitte, bitte, Papa, gehen wir noch kurz in den Tempel.“ Das kleine dunkelhaarige Mädchen, sie mochte vielleicht acht oder neun Jahre alt sein, zerrte an der Hand ihres Vaters. Publius Caecilius, der mit raschem Schritt über das Forum Romanum ging, seufzte. Die Sonne stand schon tief, er wollte noch bei Tageslicht zurück in seiner Werkstatt sein. Das Bündel mit Stoffmustern, das er mit sich trug, drückte auf seine Schultern. Doch wie konnte er der kleinen Caecilia, seiner einzigen Tochter, diesen Wunsch abschlagen? Er richtete seinen Schritt also auf das kleine runde Gebäude zu, das Ziel der Neugierde des Mädchens, den Tempel der Vesta. Von klein auf hatte sie der Herd im Inneren fasziniert, auf dem das ewige Feuer brannte, von klein auf gab es für Caecilia keine größere Freude, als eine der Priesterinnen beim Dienst am Altar der Göttin beobachten zu dürfen.

Heute hatten sie Glück. Ein Liktör stand am Eingang des Tempels, das bedeutete, dass sich eine Priesterin im Heiligtum befand. Er beachtete die beiden kaum, als sie die Stufen zum Tempel hinaufeilten, um noch einen Blick auf die weiß verschleierte Frau zu erhaschen, die sich im Inneren zu schaffen machte.

Sie kamen gerade zurecht, als die Priesterin mit geübter Bewegung den großen tönernen Wasserkrug auf dem Herd abstellte, den sie den ganzen Weg hierher auf dem Kopf balanciert hatte. Sie machte sich zunächst an dem bereits niedergebrannten Feuer zu schaffen, das auf dem Herd gloste. Mit einem eisernen Schürhaken reichte sie durch die Glut auf dem Rost, sodass die Asche in eine aus Bronze gefertigte Lade unter dem Feuer fiel. Dann holte sie Holz aus einer Nische, die in einer Seitenwand eingelassen war, legte es sorgfältig auf die verbliebene Glut und fachte diese mit einem kleinen Handblasebalg an, der seitlich auf dem Herd lag. Bald zeigten sich zur Freude der kleinen Caecilia die ersten Flammen. Die Priesterin legte den Blasebalg wieder zur Seite, zog die Aschenlade aus dem Herd und

entleerte sie in einen Bronzeimer. Dann benetzte sie einen Leinenlappen mit Wasser aus dem Krug und begann mit routinierten, sparsamen Bewegungen die Herdplatte zu reinigen. Zuletzt goss sie Wasser in die Aschenlade, reinigte auch diese sorgfältig mit dem Lappen, schob sie wieder an ihre Stelle im Herd und warf den Lappen in den Kübel mit der Asche.

Aus einer Schale aus Ton nahm sie einige trockene Früchte und warf sie in die Flammen. Sie blieb noch eine Weile vor dem Herd stehen, beobachtete den Rauch der verbrennenden Früchte, schien ein Gebet zu murmeln und verneigte sich drei Mal vor dem Altar. Dann nahm sie Krug und Ascheneimer und verließ den Tempel. Auch Publius und seine Tochter gingen die Stufen hinab auf das Forum Romanum.

Sie konnten gerade noch beobachten, wie der Lektor sein Rutenbündel respektvoll senkte und dann vor der Priesterin zum nahegelegenen Haus der Vestalinnen ging. An dessen Pforte senkte er abermals sein Rutenbündel, sie betrat das Haus und war verschwunden. Der Lektor blickte ihr noch eine kurze Weile nach und ging dann seiner Wege.

„Danke, Papa“, sagte die kleine Caecilia. Publius lächelte. Selbst ein einfacher, aber gläubiger Mann, hatte er Freude an dem Eifer, den seine Tochter in religiösen Angelegenheiten zeigte, und an ihrem lebhaften Interesse am Kult der Vesta, einer der wichtigsten Göttinnen der römischen Republik. „Diese Frauen sind ein wahres Vorbild römischer Tugend“, erklärte er seiner Tochter. „Sie versehen Tag und Nacht ihren Dienst am heiligen Herd und sorgen dafür, dass die Flamme nie erlischt. Nur zum Beginn des neuen Jahres wird sie neu entfacht. Es sind nur sieben Priesterinnen, die vom Pontifex Maximus dafür erwählt werden. Sie verdienen höchsten Respekt und haben daher jede einen eigenen Lektor, der sie beschützt.“ „Ich möchte auch einmal Vestalin werden“, gab die Kleine zurück. „Wer weiß“, sprach ihr Vater. „Aber jetzt beeilen wir uns, damit wir noch vor der Dunkelheit heim zu Mama kommen. Der Weg ist noch weit.“ Die Kleine nickte und lief an der Hand ihres Vaters, so schnell sie ihre Beine trugen. Sie hatten wohl beide schon Hunger.

In der Weberei

Es war schon nahezu finster, als sie in die kleine Seitengasse einbogen, die zu der Werkstatt des Leinenwebers Publius Caecilius führte. An der Straßenfront des niedrigen Hauses lag ein kleiner Laden, in dem seine Frau Iunia gerade die letzte Kundin bediente und Ballen verschiedenfarbigen Stoffes vor ihr ausbreitete. Im hinteren Teil des Parterres lag die kleine Werkstatt, in der sechs Sklavinnen eifrig damit beschäftigt waren, Garn zu spinnen und an Webrahmen zu feinem Tuch zu weben. Publius betrat mit einigem Stolz sein Haus. Er war zwar nicht patrizischen Geschlechts, aber doch ein freier Bürger der römischen Republik. Er hatte die kleine Leinenweberei ausgebaut, die er von seinem Vater übernommen hatte, und es damit immerhin zu bescheidenem Wohlstand gebracht. Seine Frau Iunia, die Tochter eines Schmiedes, der ein paar Gassen weiter seine Werkstatt führte, war eine hochgewachsene schlanke Frau in ihren Dreißigern mit wachem Blick, die ihm als ebenbürtige Partnerin zur Seite stand und ihm zwei Kinder geboren hatte. Publius junior, der zwölfjährige Stammhalter, war wohl noch mit den Rechenübungen beschäftigt, die ihm der Lehrer aufgetragen hatte, den er dreimal die Woche ins Haus kommen ließ. Caecilia, die jüngere, war ein bildhübsches Mädchen, die nach ihrer Mutter kam und berechtigten Anlass zur Hoffnung auf einen passenden Schwiegersohn gab.

„Seid begrüßt, edle Dame“, verneigte sich Publius vor der Kundin im Laden, die ihm kurz zunickte. „Ave, Iunia.“ Seine Frau lächelte ihm kurz zu, bevor sie sich wieder der Kundin widmete. Caecilia war bereits verschwunden, sie war wohl schon dabei, ihren Bruder von seinen Rechenübungen abzuhalten, vom ersten Stock des Hauses hörte man bereits Kichern.

Publius mischte sich in das Gespräch der beiden Frauen, bald war die Kundin zufrieden und zog mit zwei Ballen Stoff von dannen. Rasch schloss Iunia die Türe des Ladens. „Feierabend“, sagte sie zu ihrem Gatten. „Und du, hattest du Erfolg?“ – „Ich weiß nicht“, gab er zurück. „Sie hat sich viel zeigen lassen, aber sie wollte noch nichts kaufen. Ich soll übermorgen wiederkommen.“ – „Patrizier“, seufzte Iunia. „Aber wenn sie

kaufen, zahlen sie gut.“ Das stimmte wohl, die Preise, die in den vornehmen Häusern des Palatin zu erzielen waren, waren dreimal so hoch wie hier im Handwerkerviertel am Ufer des Tiber.

Bald lagerte die Familie samt den Sklavinnen rund um den Tisch. Ein kurzes Dankgebet an Ceres, die Göttin der Fruchtbarkeit, wurde gesprochen, dann griffen alle bei dem einfachen, aber schmackhaften Mahl herzhaft zu. Eine Suppe, Gemüse, eine würzige Sauce aus Öl und allerhand Kräutern, dazu Fladenbrot, frisches Wasser und für die Erwachsenen auch ein kleiner Krug schweren Weins, den sie mit dem Wasser mischten. Publius legte Wert darauf, seine Sklavinnen anständig zu behandeln: Auch wenn sie Leibeigene waren, waren sie Teil der Familie.

„Heute haben wir wieder eine Vestalin gesehen“, berichtete die kleine Caecilia mit leuchtenden Augen und schilderte ausführlich jeden Handgriff der Priesterin. Iunia und Publius tauschen Blicke aus. Auch wenn sie die Frömmigkeit ihrer Tochter freute: Ein wenig Sorge bereitete ihnen schon, dass sie so lebhaftes Interesse am Kult der Vesta zeigte. „Mäuschen, nur sehr wenige Frauen sind auserwählt, ihr Leben diesem frommen Dienst zu weihen. Unsereins ist es bestimmt, zu heiraten und dem Staat durch das Aufziehen von Kindern zu dienen. So wie dein Vater und ich es tun.“ Iunia blickte ihre Tochter mit liebevoller Strenge an. „Ich will aber nicht heiraten“, gab die Kleine trotzig zurück. „Nimm mich, da weißt du schon, wie du dran bist“, neckte sie ihr Bruder. „Geschwister dürfen nicht heiraten“, antwortete Publius streng. „Außerdem, Zeit für euch, zu Bett zu gehen.“ „Ooooooch“, maulte Publius junior, während Caecilia, die von dem weiten Ausflug auf den palatinischen Hügel müde war, sich die Augen ribbelte. „Husch husch“, machte Iunia, und die ältere Sklavin, die sich um das Abendessen gekümmert hatte, nahm die beiden Kinder und führte sie in den ersten Stock, in dem der Wohnbereich der Familie lag.

„Sie wird sich schon drein finden“, meinte Publius und mischte den letzten Schluck Wein mit einem Schuss Wasser aus dem Krug. „Der Pontifex Maximus hat genügend Auswahl an patri- zischen Mädchen, außerdem: Die Priesterinnen sind vollzählig,

und bald ist Caecilia zu alt.“ Iunia blickte sorgenvoll zu ihrem Gatten. Sie wunderte sich, dass er über die Frage überhaupt nachdachte. „Du gibst dem ganzen zu viel Raum“, sagte sie zu ihm. „Jedes Mal, wenn ihr auf dem Forum seid, geht ihr zu dem Tempel.“ „Frömmigkeit ist eine römische Tugend“, antwortete Publius ernst. „Wie könnte ich meiner Tochter einen solchen Wunsch abschlagen?“

„Genug davon, es war ein langer Tag“, sagte Iunia versöhnlich. Sie bedeutete den Mädchen, abzuservieren, Geschirr zu spülen und die Stube wieder zu reinigen, dann ging das Ehepaar ebenfalls in den ersten Stock. Die Sklavinnen erledigten schnatternd ihre Arbeit. Danach hatten sie frei, einige zogen sich sofort in ihre Quartiere hinter der Werkstatt zurück, zwei Mädchen zogen sich noch um und suchten eine Kneipe in der Nachbarschaft auf, in der Handwerker, Soldaten, Unfreie und bisweilen auch Gladiatoren verkehrten. Kontakte zu jungen Männern waren den Sklavinnen nicht verboten, solange sie ihre Pflichten erfüllten. Die ältere Frau, die Matrone der Jüngeren, hatte ein wachsames Auge auf die Mädchen und brachte ihnen auch das Notwendige bei, sich vor ungewollten Folgen zu schützen.

Publius setzte sich noch an einen Tisch und studierte beim Schein einer trüben Lampe Geschäftspapiere, bis seine Frau ihn mit den Worten „Wie ist das mit den ehelichen Pflichten des römischen Bürgers, mein Gemahl?“ an der Hand nahm und zu der breiten niedrigen Bettstatt führte, die sie miteinander teilten. „Pflichten, so so“, murmelte er, als seine Frau ihre Arme zärtlich um seinen Hals schlang.

[...]

Beim Pontifex Maximus

Schließlich hatte Iunia nachgegeben. „Nun gut, wenn die Götter es wirklich wollen, wenn dies die Bestimmung unseres Mäuschens ist, wird das Los es zeigen.“ Es war zu jener Zeit das Recht jedes römischen Bürgers, dessen Tochter die Anforderungen erfüllte, sie dem Pontifex Maximus vorzuschlagen. Sie musste die Tochter eines Freien sein, zwischen sechs und

zehn Jahren alt, frei von körperlicher oder geistiger Schwäche, und innerhalb der Grenzen der Stadt wohnen. War das Urteil des Pontifex günstig, kam ein Los mit ihrem Namen in die Urne, aus der das Priesterkollegium dann einen Namen zog.

So kleideten sich schließlich Vater und Tochter in ihre besten Gewänder und machten sich auf den Weg zum Forum Romanum, auf dem sich die Regia befand, der Amtssitz des Pontifex Maximus. Zwei Liktores bewachten den Eingang und blickten die beiden grimmig an, als sie sich näherten. Bei seinen Erkundigungen ein paar Tage zuvor hatte man ihm Ort und Stunde genannt und auch ein Pergament mit den Formeln für das rituelle Verfahren der Vorstellung ausgehändigt.

„Ich Publius Caecilius, Bürger Roms, wünsche diese meine Tochter Caecilia dem Pontifex vorzustellen, auf dass er ihre Eignung zum Dienst am Herd Vestas prüfe.“ Einige Passanten blieben stehen und warfen einen zweiten Blick auf das hübsche Mädchen, das da an der Hand seines Vaters stand. Auch wenn sie noch jung war: Ihre Augen strahlten ruhige Entschlossenheit aus.

Einer der Liktores klopfte an das Tor, bald trat ein junger Priester heraus. „Bring Kunde dem Pontifex, ein Bürger wünscht ihm seine Tochter zu präsentieren für das Amt am Herd der Vesta.“ Die Menge, die die beiden mittlerweile umringte, verharrte schweigend. Die Liktores hoben drohend ihre Rutenbündel, die Menge wich ein wenig zurück. Es dauerte nicht lange, und der Priester erschien wieder an der Pforte.

„Was ist Euer Begehrt, Bürger Roms?“ Publius wiederholte seine Worte.

„Ist sie eine Freie oder ist sie einem Bürger eigen?“ – „Ihr Vater ist ihr Vormund, sonst ist sie frei von Geburt.“

„Wie alt ist Eure Tochter?“ – „Sie zählt neun Jahre diesen Frühling.“

„Ist sie frei von Makeln des Körpers und des Geistes?“ – „Seht ihren Körper, ihren Geist mögt Ihr prüfen.“

„So tretet ein in die Regia.“

Sie folgten dem Priester in die Regia, den Amtssitz des Pontifex Maximus. Wenig später knieten sie vor dem Thron des obersten Priesters der Republik. Gnaeus Cornelius, ein groß gewachsener, hagerer Mann von vielleicht dreißig Jahren, ließ seinen Blick eine Weile auf dem Mädchen ruhen, das da vor ihm kniete. Sie war hübsch, daran war kein Zweifel. Plebejer, der Vater schien Handwerker zu sein. Nicht seine bevorzugte Wahl, doch das Gesetz gab diesem Mann das Recht, seine Tochter vorzustellen, und das Gesetz war Gnaeus heilig. Er würde diese Verhandlung ebenso gewissenhaft führen wie bei einer patrizischen Tochter.

„Caecilia, Tochter des Caecilius“, sprach er das Mädchen direkt an. Als der Vater ansetzte zu antworten, unterbrach ihn der Pontifex mit einer unwilligen Geste. „Wenn ich Euch hören will, werde ich es Euch wissen lassen.“ Er wandte sich wiederum Caecilia zu. „Warum möchtest du in den Dienst der Göttin treten?“ Caecilia blickte unsicher um sich. Sie war es nicht gewohnt, für sich selbst zu sprechen, doch sie witterte hier ihre große Chance. Schließlich fasste sie Mut. „O Pontifex Maximus, seit ich mich erinnern kann, fühle ich mich zum Herd der Göttin hingezogen. Dutzende Male durfte ich, dem Vater sei Dank, den Ritus beobachten, ich könnte Euch jeden Handgriff aufzählen.“ Gnaeus hörte interessiert zu, selten hatte er noch ein Kind so sprechen hören. „Beweise es: Was tut die Priesterin, nachdem sie Holz auf die Glut geschichtet hat?“ Caecilia lächelte. „Sie facht die Glut mit dem Blasebalg neu an, damit das Holz Feuer fängt.“ Gnaeus nickte. „Und wozu bringt sie wohl das Wasser von der Quelle der Egeria?“ – „Um den Herd zu reinigen, damit er in Glanz erstrahle zu Ehren der Göttin.“ – „Und warum verehren wir das Feuer am Herd der Göttin?“ – „Es ist ein Symbol für den Bestand unserer Republik, o Pontifex. Verlöscht es, ist das ein böses Omen.“ – „Aber kannst du auch sagen, was es mit dem Fleisch auf sich hat, das die Vestalin in die Flammen wirft?“ Die Kleine zögerte. Sie hatte noch nie Fleisch bei einem Opfer gesehen – war sie unaufmerksam gewesen? „Das vermag ich nicht zu sagen, o Pontifex. Ich war nur tagsüber beim Tempel, da wurden nur Früchte geopfert.“

Gnaeus nickte, sie hatte nicht nur klaren Verstand, sondern auch Mut, ihn zu benutzen, und diplomatisches Geschick, den höher Gestellten nicht zu brüskieren. „Wohl gesprochen, mein Kind, auf dem Altar der Vesta wird kein Fleisch geopfert.“ – „Und sage mir zuletzt: ist es dein ernsthafter Wille, der Göttin zu dienen, und hast du eine Vorstellung davon, was dreißig Jahre sind?“ Die Kleine schluckte und überlegte eine Weile. „Es ist mein ernsthafter Entschluss, o Pontifex. Und dreißig Jahre sind etwa so lange, wie meine Eltern bereits auf dieser Erde wandeln. Ich werde danach bald das Greisenalter erreichen, wenn mir die Göttin die Gunst eines langen Lebens gewährt.“

„Publius Caecilius, seid Ihr noch immer entschlossen, Eure Tochter kraft Eurer väterlichen Vollmacht für den Dienst am Herd der Vesta vorzuschlagen?“ – „Ja, ich bin es, Herr.“ – „Und werdet ihr Eure väterliche Macht ohne Verzug aufgeben, sollten wir uns anschicken, Eure Tochter für den Dienst am Herd der Göttin zu ergreifen?“ – „Ja, ich werde es.“ – „Aber erfleht Ihr auch die Gunst der Göttin, die unsere Hand beim Ziehen des Loses führen wird, dass es den Namen Eurer Tochter tragen möge?“ – „Ich erflehe die Gunst der Göttin.“

Ein Priester brachte dem Pontifex ein Schreibbrett und eine Feder. Er schrieb Caecilias Namen auf das darauf befindliche Los und befahl dem Priester, es in die große Urne neben seinem Thron zu werfen. „Zieht nun hin in Frieden und verharret in Bereitschaft, bis wir Euch zur Ergreifung aufsuchen oder Ihr Kunde von der Ergreifung einer neuen Priesterin erhaltet.“ – „Danke, o Herr.“ Mit einer Geste entließ der Pontifex die beiden. Sie erhoben sich, verneigten sich vor dem Thron und verließen das Haus.

„Was denkt ihr?“ Wenig später wandte sich der Pontifex Maximus an das Priesterkollegium und die Oberste der Vestalinnen. Sie alle hatten bei der Befragung Caecilias zugehört, durch Wandschirme verborgen. „Plebejerin“, kam sofort der Einwand von einem der Priester, seinem Neffen und damit Angehörigen einer der ältesten römischen Familien. „Wie viele seiner Töchter hat unser Haus denn angeboten, Gaius?“, gab Gnaeus seinem Neffen bissig zurück. Die Wahrheit war: Auch wenn man

den Mythos aufrecht hielt, so viele freiwillige Kandidatinnen gab es nicht. Mehr als drei Zettel lagen nicht in der Urne, doch die anderen beiden Mädchen waren blasse, unscheinbare und unwillige Töchter aus patrizischen Nebenlinien, denen ihre Eltern offenbar wenig Heiratschancen einräumten und die sie sehr offenkundig überredet hatten.

„Virgo Maxima?“ Der Pontifex wandte sich direkt an Gaia, die oberste der Vestalinnen, eine zierliche, aber der Welt sehr zugewandte Frau Mitte dreißig. „Wir haben mehr als genug Mädchen gesehen, die offenkundig gezwungen in den Dienst traten und nur mit eiserner Strenge an ihre Aufgabe herangeführt werden konnten. Ich möchte ein Mädchen, in dessen reinem Herzen die Flamme der Göttin geschürt werden kann. Es dünkt mich, soeben eines gesehen zu haben.“

„Nun, die Virgo Maxima hat gesprochen. Hält einer meiner Brüder im Amt dagegen?“ – „Das heißt, wir lösen nicht?“, fragte einer der Priester. „Nein, wir lösen nicht, denn es ist unsere Aufgabe, nur geeignete Kandidatinnen zum Los zuzulassen. Ich habe bis jetzt nur eine gesehen.“

Die Runde blickte ihn stumm an. Wenn es Vorbehalte gab, dann wurden sie jedenfalls nicht vorgebracht. „Nun denn, dann sei es. Ich werde in angemessener Frist die Freie Caecilia, Tochter des Publius Caecilius, Bürger von Rom, zur Vestalin ergreifen. Ich danke dem Kollegium.“

Gaius Cornelius, der Priester, der den ersten Einwand vorgebracht hatte, blieb äußerlich ruhig. Er hatte sich weit vorgewagt, aber nicht durchgesetzt. Er würde sich an den Vorfall erinnern.

[...]

Im Haus der Vestalinnen

Caecilia folgte Gaia neugierig ins Innere des Gebäudes. Durch einen kurzen Flur kamen sie in das sonnendurchflutete Atrium des Hauses, in dem alte Bäume Schatten spendeten. Zu Caecilias Erstaunen waren die restlichen fünf Frauen nicht verschleiert

und hatten auch ihre Togen abgelegt, sie trugen nur knielange Tuniken und liefen barfuß herum.

Auch Gaia legte ihren Schleier ab und reichte ihn gemeinsam mit ihrer Toga der jungen Priesterin. Dann nahm sie auch Caecilia die Überkleidung ab. „Willkommen daheim, jüngste Schwester.“ Mit diesen Worten nahm sie das Mädchen in den Arm und küsste sie rechts und links auf die Wange.

„Schwestern, das ist Caecilia, Tochter des Publius Caecilius, freier Leinenweber in Rom. Heißt sie als unsere Schwester Tiberia willkommen.“

Sie führte Tiberia Caecilia, wie sie von nun an heißen würde, der Reihe nach zu den freundlich blickenden Frauen im Atrium. „Das ist Aula Calpurnia. Gemeinsam mit mir, Gaia Livia, nehmen wir das Amt der Lehrenden wahr.“ Das Mädchen blickte in zwei freundliche blaue Augen unter dem offenen dunklen Haar der Aula, die sie in die Arme nahm und an sich drückte. „Ich habe schon einiges von dir gehört, es ist eine Freude, dich in unserem Haus begrüßen zu dürfen.“

„Das sind Vibia Cornelia, Marcia Iulia und Lucia Furia, die drei Schwestern im Stand der Dienenden.“ „Willkommen, Schwester“, riefen ihr die drei jungen Frauen zu. Sie wurde von einer zur anderen gereicht und herzlich, wenn auch ein wenig ungestüm umarmt. „Wir sind die, die hier die Arbeit machen müssen“, sagte eine von ihnen ein wenig vorlaut. „Marcia, was soll sich Tiberia von uns denken. Also“, Gaia wandte sich Tiberia zu. „Die Dienenden sind die Priesterinnen, die die Hauptlast des Tempeldienstes tragen. Natürlich tragen wir alle dazu bei, doch sie sind es, die sich die Nachtwachen zu teilen haben.“ Tiberia nickte.

„Und das“, sie wandte sich der etwas abseits stehenden, blassen 15-Jährigen zu, die vorhin in der Zeremonie mit dem Pontifex Maximus so sicher gewirkt hatte. „Und das ist Mania Minucia, Lernende wie du.“ Scheu blickte Mania Tiberia an, ihr kaum verständliches „Willkommen, Schwester“ stand im krassen Gegensatz zu der lauten kräftigen Stimme, mit der sie auf dem Forum gesprochen hatte.

„Virgo Maxima Vestalis?“ Tiberia erhob ihre Stimme, eine Frage brannte ihr auf der Zunge. „Gaia, nenn mich einfach Gaia. Was liegt dir auf dem Herzen?“ – „Warum Tiberia? Mein Pränomen ist ...“ „Ah, die erste Lektion.“ Gaia lächelte. „Es gibt sieben Schwestern und sieben Pränomen. Sie symbolisieren die Kontinuität im Dienst an der Göttin. Du hast dein Pränomen von unserer jüngst verstorbenen Schwester Tiberia Claudia übernommen.“ Tiberia nickte, es war eine faszinierende Welt, in die sie hier eintauchte, so anders als die laute Werkstätte ihres Vaters, in der sich niemand um etwas wie ein Pränomen für ein Mädchen gekümmert hatte. Außer „Caecilia Prima f. Iunia“ war noch niemandem etwas eingefallen. Es war ihr ja nicht wichtig, aber warum man bei ihrem Bruder Publius Caecilius junior so ein Aufheben darum machte, das sah sie nicht recht ein.

„So, aber jetzt alle wieder an die Arbeit. Mania, zeige Tiberia ihren Raum. Marcia, denk an den Herd, es ist hoch an der Zeit, wie immer bei dir. Wir versammeln uns wieder zur siebten Stunde.“

Marcia, die angesprochene, blickte nach der Sonnenuhr im Hof. Wie der Blitz war sie verschwunden, und sehr bald konnte man sie im vollen Ornat und mit Schleier das Haus verlassen sehen.

Teil 2: Lernende

[...]

Wasser tragen

„Plopp.“ Mit lautem Scheppern fiel der große hölzerne Krug wieder einmal zu Boden, mit dem Tiberia schon den ganzen Nachmittag übte. Zum Glück war er aus massivem Holz gefertigt und konnte nicht so leicht zerbrechen wie die Tonkrüge, die die Priesterinnen zum Tragen des Wassers in den Tempel benutzten.

„Den Rücken absolut gerade halten und die Schritte weich abfedern“, hörte sie Aula hinter sich zum gefühlt hundertsten Mal wiederholen. „Und wenn es nicht ohne geht, versuche den Krug mit einer Hand abzustützen, das ist nicht verboten.“ Tiberia hob also den Krug vom Boden auf, trug ihn wieder an das eine Ende des Atriums – die Aufgabe war, ihn auf dem Kopf heil ans andere Ende zu bringen. Statt mit Wasser war der Holzkrug zu einem Drittel mit Kies gefüllt – eine Hilfe, wie Aula meinte, da der Krug so nicht so leicht Übergewicht bekommen konnte.

Tiberia versuchte es also noch einmal. Gerade richten, den Krug mit beiden Händen nehmen und auf den Kopf heben. Das Gleichgewicht finden. Erst mit einer Hand auslassen. Ausbalancieren. Gleichmäßig atmen. Diesmal schraubte sie ihren Ehrgeiz zurück und versuchte es mit einer Hand am Krug. Der erste Schritt. Balance halten. Der nächste. Ja, das ging leichter, man konnte den Krug mit minimaler Neigung in eine Richtung auf die Hand stützen. Der nächste Schritt. Ups, der Krug drohte nach hinten zu kippen. Man konnte mit der Hand das sofortige Herunterfallen verhindern, aber den Krug auf die Dauer nicht stützen. Kopf nach hinten, die Balance neu finden.

Sie ging vollkommen in der Aufgabe auf, die vielleicht zweihundert Fuß zu überwinden, die es bis zum anderen Ende des Atriums waren. Sie vergaß alles um sich, konzentrierte sich nur auf die Last auf ihrem Kopf. Auch wenn die Hand faktisch we-

nig bewirken konnte: Sie gab ihr Sicherheit und Selbstvertrauen. Schritt für Schritt, sie merkte erst, dass sie das andere Ende erreicht hatte, als sie in eine der Säulen lief und der Krug durch den Aufprall zu Boden fiel.

Niedergeschlagen stand sie da, doch plötzlich standen alle Schwestern um sie herum. „Du hast es geschafft, Tiberia, du hast es zum ersten Mal geschafft.“ Es war Gaia, die sie in die Arme schloss. „Wir sind stolz auf dich, du hast heute einen großen Schritt vorwärts gemacht. Schluss für heute, morgen ist auch noch ein Tag. Aber“ – Gaia blickte Tiberia verschwörerisch an, „ich habe noch eine Überraschung für dich. Möchtest du mich zum nächsten Tempeldienst begleiten?“ Sie wartete das Strahlen in Tiberias Augen ab. „Aber nur, wenn du bis dahin im vollen Ornat bist. Die Geheimnisse der Toga sollten dir ja jetzt schon vertraut sein.“

Also ab in die Zelle. Die Tunika konnte bleiben, Tiberia zog nur den Gürtel ein wenig fester. Dann die Toga. Also, sie memorierte: Über die linke Schulter werfen. Die Bändchen am Saum mit denen der Tunika verknoten – sie brauchte vor lauter Aufregung drei Versuche dazu. Dann schräg hinunterführen und um den Leib wickeln. Mit der linken Achsel einklemmen, die Bändchen am vorderen Ausschnitt der Tunika mit denen der Toga verknoten. „Die Bänder dienen dazu, die Toga am Herunterrutschen zu hindern, wenn wir das Wasser tragen“, hatte Mania ihr erklärt. „Normale Togen brauchen das nicht, aber wir Vestalinnen können doch nicht plötzlich in der Tunika im Tempel stehen.“ Tiberia hatte gekichert, bevor sie dahintergekommen war, dass es einiger Übung bedurfte, die Knoten rasch und richtig zu setzen.

Also weiter, noch einmal gerade um den Leib wickeln und den verbleibenden Zipfel über die linke Schulter. Auch hier gab es noch Bändchen, die die Toga hielten. Dann den Schleier: man war davon abgekommen, einen Teil der Toga als Schleier zu verwenden, es wurden stattdessen fertige, auf einen Reifen geknotete Schleier verwendet, die man einfach aufsetzen und wieder abnehmen konnte. Tiberia setzte den ihren also rasch auf den Kopf – das Tuch war lang und bedeckte beide Schul-

tern – und eilte in Richtung Pforte des Hauses, wo Gaia sie schon erwartete.

Gaia kontrollierte rasch den Sitz des Ornates, dann gab sie Tiberia noch Instruktionen: „Wir werden zwei Liktores haben. Sie gehen voran und warten dann an den Stufen des Tempels. Du sprichst unter keinen Umständen zu ihnen und siehst ihnen niemals ins Gesicht. Dein Blick ist stets in die Ferne gerichtet, das ist gar nicht so einfach, wie es sich anhört.“ „Und darf ich auch das Feuer anfachen?“ – „Nein, Tiberia, glaub mir, es ist schwierig genug, wie es ist. Wir üben hier nicht auf einer Spielwiese, draußen sind Gläubige. Du bleibst an meiner Seite, sieh auch am Tempel niemandem ins Gesicht. Wenn“, sie machte eine Pause. „Ich sage, wenn ich es für passend halte, werde ich dir die Schale mit den Früchten reichen. Dann darfst du das Opfer vollziehen. Und noch eines“, sie sah Tiberia streng an. „Sollte ich Gläubige segnen, bleib unter allen Umständen am Herd stehen und folge mir nicht. Beobachte und lerne.“ Tiberia konnte nur noch nicken, da setzte sich die Virgo Maxima schon den Wasserkrug auf den Kopf und öffnete die Pforte des Hauses. „Bei dir schaut das so einfach aus“, dachte Tiberia, doch dann war sie schon mit der Aufgabe beschäftigt, den Blick in die Ferne gerichtet zu halten und den beiden Liktores zu folgen, die erst ihre Rutenbündel senkten und dann gemessen voranschritten.

Gaia hatte recht gehabt: schon allein die Aufgabe, niemandem ins Gesicht zu sehen, erforderte Tiberias ganze Aufmerksamkeit. Sie nahm kaum wahr, wie Gaia den Krug absetzte, das Holz holte, auf den Herd schichtete, es mit dem Blasebalg anfachte und den Herd reinigte. Tiberia wurde jäh aus ihren Gedanken gerissen, als Gaia ihr die tönernen Schale reichte. Konzentrieren. Sie warf einige der Früchte ins Feuer, verneigte sich dreimal und blieb dann am Herd stehen, während Gaia ihre Runde durch den Säulengang machte und die knienden Gläubigen segnete.

Als Gaia zum Herd zurückkehrte und Krug und Eimer ergriff, wurde Tiberia erst bewusst, unter welcher Anspannung sie stand. Sie selbst hätte darauf glatt vergessen. Sie konzentrierte sich ein letztes Mal und folgte Gaia die Stufen des Tempels

hinab, wo die Liktores wiederum die Rutenbündel senkten und den kurzen Weg zum Haus der Vestalinnen voranschritten.

Im Inneren des Hauses angekommen, nahm Gaia den Schleier ab. Tiberia, die es ihr gleichtat, merkte erst jetzt, dass ihr der Schweiß auf der Stirn stand. Sie konnte fühlen, wie die Anspannung der kurzen Zeremonie von ihr abfiel. „Gut gemacht, Tiberia, jetzt geh dich frisch machen, wir treffen einander zum Abendbrot im Atrium“, hörte sie Gaia Livia sagen. Doch es konnte sie nicht darüber hinwegtäuschen: Sie hatte noch eine Menge zu lernen.

[...]

Im Verschwiegenen Haus

Iunia näherte sich dem Verschwiegenen Haus zur vereinbarten Zeit. Das Mädchen, das zu den Sprechzeiten für Ordnung sorgte, empfing sie bereits an der Pforte und geleitete sie durch den äußeren Gang weiter nach hinten in das Haus. Dort wartete schon Gaia, zu ihrem Erstaunen in einer schlichten Tunika. Eine zweite, ihr noch unbekanntere Frau stand neben ihr, ebenfalls in Tunika. „Aula Calpurnia, meine Schwester im Amt der Lehrenden. Und das ist Iunia, Mutter unserer Jüngsten.“ Iunia verneigte sich tief, doch Aula, eine sehr impulsive und herzliche Frau, ging einfach auf sie zu und umarmte sie. „Komm, wir wollen dich nicht mehr länger warten lassen.“ Durch eines der Zimmer betraten die drei einen anderen Teil des Atriums, in dem Tiberia schon wartete. „Mamiiii“, rief sie laut, als sie Iunia erblickte. Sie lief geradewegs auf ihre Mutter zu und ließ sich in deren weit geöffnete Arme schließen. „Mäuschen“, sagte die nur und benutzte den Kosenamen, den sie von klein auf für ihr Mädchen benutzt hatte. „Ich muss dir soooo viel erzählen, Mami, du glaubst nicht, ich habe jetzt einen eigenen Namen, ich bin Tiberia, und ich kann schon lesen und ein bisschen schreiben.“ Aula und Gaia blieben im Säulengang stehen und beobachteten die beiden, die schon bald vergessen hatten, dass sie nicht allein waren. „Aula, kommst du hier ohne mich zurecht?“, fragte Gaia nach einer Weile. Diese sah den gewis-

sen Glanz in den Augen der „Obersten der Jungfrauen“. „Geh schon, du kannst es ja schon nicht mehr erwarten“, lächelte die Angesprochene ihrer langjährigen und intimen Freundin zu.

Gaia ging leise in eines der Nebenzimmer, legte ihre Tunika ab, wusch sich an einer Waschschüssel mit frischem warmen Wasser, trocknete sich gründlich ab und blickte in die polierte Silberplatte, die als Spiegel diente. Sie büstete ihr Haar, ließ es weich über ihre Schultern fließen und fixierte es mit einem schlichten dünnen Band, Sie ignorierte die einzelnen silbernen Strähnen, die sich bereits zeigten, nahm nur ein wenig roten Puder auf einen weichen Pinsel und trug ihn sparsam auf ihre blassen Wangen auf. Besser, befand sie. Sie verzichtete darauf, ihre Augen zu betonen, es würde in der nächsten Stunde nicht darauf ankommen. Sie legte ein langes, fließendes Gewand an, verteilte noch ein paar Spritzer eines mit ihrem Lieblingsduft versetzten Öles auf Nacken und Brustansatz und ging dann in das Atrium hinaus, in dem ein breites Lager im Schatten eines alten mächtigen Ölbaumes stand. Sie wartete nicht lange, da betrat Lucius das Atrium, Hauptmann der Centurie der Liktores, die neben anderen Aufgaben auch die Vestalinnen bewachte. Sie streckte ihm beide Hände entgegen, die Blicke, die sie austauschten, waren vertraut. „Ave Centurio“, sagte sie melodisch, und es war keine Spur zeremonieller Gespreiztheit mehr in ihrer Stimme, „Es ist schon einige Zeit her, ich habe dich vermisst.“ Der Angesprochene, er hatte seine Toga bereits abgelegt, stand mit nacktem Oberkörper und einem Hüfttuch vor ihr. „Ave Priesterin, bist du bereit zur Hingabe?“ Sie bot ihm als Antwort ihre offenen Handflächen. Er ging ohne weitere Worte auf sie zu, fasste sie an ihren Hüften und erschauerte, als ihre feingliedrigen Finger über seine Brust strichen, bevor sie vor ihm auf die Knie ging. Er war ein gut trainierter, muskulöser Mann; er genoss ihr Spiel eine Weile, bevor er sie mühelos hochhob und sie sanft auf das Lager bettete. Bald packten seine Hände aber härter zu, er wusste, was seine Geliebte wünschte.

Zur elften Stunde – Lucius hatte Gaia bereits verlassen, sie hatte sich wieder gründlich gewaschen und ihre alltägliche Tunika angelegt – kam Gaia Livia zurück zu Aula Calpurnia. „Die ist

wirklich ein Schatz, diese Iunia“, sagte Aula, ohne auf Gaias Abwesenheit noch einmal einzugehen. „Es muss sie verdammt viel Kraft kosten, sich so zurückzunehmen. Sie ermutigt unsere kleine Ti, bei der Sache zu bleiben und ihren Weg zu gehen.“ „Jetzt sagst du das auch schon, wo wird das noch hinführen?“, sagte Gaia mit gespielter Strenge. Ti und Ma, das hatte sich im Nu herumgesprochen, und was die beiden Nesthäkchen eigentlich untereinander verwenden wollten, war rasch zu den Rufnamen der beiden geworden. Aula kicherte nur. „... sprach die Oberste der jungfräulichen Vestalinnen“, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, die Neckerei zurückzugeben. „Genug jetzt, es ist ein Kind anwesend“, lachte Gaia gutmütig.

Die beiden betraten das Atrium, näherten sich leise. „Es tut uns leid, wenn wir stören, aber die Sonne steht tief, es ist nicht schicklich, dass wir Dienerinnen der Vesta bei Dunkelheit außer Haus sind“, sagte Gaia ein wenig umständlich. Iunia drückte ohne weitere Umstände ein letztes Mal ihre Tochter. „Geh jetzt, Kind, deine Lehrenden rufen dich“, sagte sie streng. „Ave, Mama“, sagte diese nur, winkte ihr noch einmal zum Abschied und war augenblicklich wieder eine der Priesterinnen. „Ich weiß nicht, wie ich euch danken soll“, sagte Iunia in ihrer schlichten herzlichen Art. „Halte dich bereit, wiederzukommen. Tiberia ist es, die es dir danken wird“, sagte Gaia, wieder ganz Virgo Maxima. Sie blickte kurz zu Aula und wandte sich dann an Iunia „Knie nieder, Schwester.“ Iunia kniete sich hin, diesmal waren es beide, die ihr die Hände auflegten. „Empfange unseren Respekt und Segen, Patrizierin des Herzens“, sagte Gaia, und Aula ergänzte: „Zieh in Frieden, bewahre das Erlebte im Herzen und kehre wieder.“ Als Iunia aufstand, war Tiberia schon verschwunden. Das Hausmädchen stand da, Iunia verstand und folgte ihr ohne weitere Worte.

Es war schon nahezu dunkel, als die beiden Sänften mit den drei Liktores als Geleit vor dem Haus der Vestalinnen abgesetzt wurden und die drei Frauen ins Haus huschten. Die kleine Ti ribbelte sich die Augen, sie war auf Gaias Schoß tief und fest eingeschlafen.

[...]

Der erste Dienst im Tempel

Tiberias Herz klopfte bis zum Hals. Der Weg zum Tempel und die Präsenz als Priesterin waren ihr ja mittlerweile vertraut, doch heute, traditionell zum Mittagsdienst an ihrem zwölften Geburtstag, sollte sie zum ersten Mal selbst das Feuer schüren und opfern. Jeder einzelne Handgriff war ihr vertraut, doch heute war sie allein, nur auf sich gestellt. Sie atmete noch einmal tief durch, dann setzte sie sich den Wasserkrug auf den Kopf und schritt durch die Pforte auf das Forum.

Blick in die Ferne. Den Krug balanciert halten. Warten, bis der Lektor sein Rutenbündel wieder gehoben hat und vorangeht. Den kurzen Weg über das Forum nehmen. Am Lektor vorbei die Stufen des Tempels hinauf, an den Herd treten. Den Krug abstellen, den Rost mit dem eisernen Schürhaken von der Asche befreien. Holz holen. Eine kleine Pyramide daraus errichten, das war das sicherste Verfahren. Den Blasebalg ergreifen, das Feuer anfachen. Ein wenig warten, bis die Flammen auflodern.

Dann die Reinigung des Herdes. Den Lappen benetzen, die Herdplatte abwischen. Die Aschenlade in den Eimer leeren, mit ein wenig Wasser befüllen, mit dem Lappen reinigen, die Aschenlade wieder in den Herd schieben. Den Lappen in den Eimer geben. Tief Luft holen. Ein paar Früchte aus der Schale nehmen und in die Flammen werfen. Drei Verneigungen. Noch etwas vergessen?

Sie wandte sich zum Gehen, da blieb ihr Auge an einer verschleierten Frau hängen, die ein Amulett um den Hals trug. War es möglich? – Der Anhänger war sehr selten, sie hatte ihn noch an niemand Anderem als ihrer Mutter gesehen. Ihr Herz schlug hinauf bis zum Hals, doch dann beschloss sie, ihrem eigenen Herzen zu folgen. Sie trat auf die Frau zu, legte ihr die Hände auf die Stirn und sprach ihren ersten vestalischen Segen: „Ich segne dich, Schwester, möge die Göttin dir heute das Glück deines Kindes vor Augen führen.“ Damit wandte sie sich

ab, nahm Krug und Eimer und verließ den Tempel, als ob sie nie etwas anderes getan hätte.

Die Tränen, die in Iunias Augen standen, blieben ihr ebenso verborgen wie Gaia und Aula, die der Zeremonie ebenfalls beigewohnt hatten. Die beiden Priesterinnen, in unauffällige Tunicen gekleidet, verharrten noch eine Weile auf dem Forum und warteten, bis Tiberia im Haus der Vestalinnen verschwunden und Iunia so weit war, sich zu ihnen zu gesellen. „Sie hat es, sie trägt den göttlichen Funken in sich“, begann Gaia das Gespräch. „Wir haben dir, Iunia noch einmal zu danken, dass du deine Zweifel zurückgestellt hast. Doch vielleicht hast du heute und gerade eben gespürt, welche Kraft die Göttin in deinem Kind weckt.“

Iunia schwieg eine Weile, sie war noch ganz benommen vom Erlebten. „Bis jetzt geht sie ja mit der Beschränktheit ihres Lebens sehr gut um“, sagte sie schließlich. „Doch wie wird es ihr als junger Erwachsener dann damit gehen?“ Es war Aula Calpurnia, die antwortete: „Vorerst steht sie noch in der strengen Klausur der Lernenden, doch es spricht nichts gegen weitere regelmäßige Treffen im Verschwiegenen Haus. Und so wie du es wünschst, möchten wir dich, Iunia, dazu einladen, sie auf dem Weg zum Erwachsenwerden zu begleiten. Doch lass ihr noch Zeit, sie wird uns selbst zeigen, wann sie für die nächsten Schritte bereit ist.“

„Die nächsten Schritte?“, wagte Iunia nachzufragen. Es war jetzt Gaia, die antwortete: „Was bemerkst du jetzt und hier an uns beiden, Iunia? Wofür würdest du uns drei Frauen hier auf dem Forum halten, würdest du zufällig vorbeikommen?“ Iunia brauchte eine Weile, bis sie den Sinn hinter den Worten begriff, hier waren keine weiß verschleierte Priesterinnen zu sehen, hier wurde kein Pomp mit Liktoeren veranstaltet, die beiden höchsten Vestalinnen verschwanden genauso in der Anonymität des belebtesten Platzes der Stadt wie sie selbst.

„Ich verstehe“, sagte sie nur schlicht, „aber wenn sie dann mehr Freiheiten hat: Ist das nicht auch ein wenig gefährlich, wenn sich junge Frauen so ganz allein und unbeschützt in der Stadt bewegen?“ Jetzt war wieder Aula dran, die lächelte:

„Und diese Frage stellst gerade du, die im Tiberviertel aufgewachsen ist und sich wohl schon mit 14 von ihrer Mutter nichts mehr sagen ließ?“ Iunia wurde wider Willen puterrot, als sie an die Zeit zurückdachte. Schließlich würde sie auch jetzt wieder allein heimgehen, und sie konnte nicht mehr tun als auf den Schutz der Aedilen vertrauen. „Ihr habt ja vollkommen recht, aber vielleicht ist es einfacher, wenn man sein Kind von Tag zu Tag erwachsen werden sieht, und nicht nur gelegentlich.“

Gaia nickte. „Ich denke, wir werden vorerst die regelmäßigen Begegnungen im Verschwiegenen Haus fortsetzen. Und wenn wir dann gemeinsam bemerken, dass sie so weit ist, werden wir ihr die nötige Freiheit für das Erwachsenwerden nicht vorenthalten. Kommst du nächsten Donnerstag zur 7. Stunde, du willst ja auch mit ihr sprechen, nicht nur über sie?“ „Von Herzen gern, ihr wisst nicht, was mir diese Nachmittage mit ihr bedeuten.“ „Nicht nur dir, sondern auch deiner Tochter, so viel können wir dir versichern.“ Damit verabschiedeten sich die beiden Priesterinnen mit einem kurzen Nicken und ließen Iunia allein, die sich sehr nachdenklich auf den Heimweg machte.

Teil 3: Adoleszenz

[...]

Penus Vestae

„Und was mache ich jetzt damit?“, fragte Tiberia nach der Rückkehr ins Haus der Vestalinnen. Sie hielt das Siegel und die Urkunden in der Hand, die sie in der Bank bekommen hatte.

„Eine gute Frage, Zeit, dich in eines der letzten Geheimnisse des Tempels einzuweihen, die du noch nicht kennst. Hol dir eine Toga, du wirst sie brauchen, ich Sorge hier nur noch rasch für Ordnung.“ Es war diesmal Lucia, die ihren Dienst fast übersehen hätte, so sehr war sie vom nachmittäglichen Ballspiel mit den beiden anderen Dienenden abgelenkt. „Lucia, möchtest du heute Abend mit uns essen oder lieber vor dem Pontifex Maximus knien?“, fragte sie in Richtung der drei Frauen. Ohne zu antworten, ließ Lucia den Ball ins Gras fallen und war kurze Zeit später bereits im Ornat und unterwegs. „Ja, wenn die Katzen außer Haus sind, Aula hat ein paar Tage frei und besucht ihren Vater. Aber jetzt komm.“ Sie legte sich im Gehen nur eine Stola über die Schultern und führte Tiberia in eine Ecke des Atriums, in der diese nur eine unbenutzte Abstellkammer vermutet hatte. „Hast du die Sachen mit?“, fragte sie, während sie mit bereitliegendem Zunder und einem Reibholz rasch und routiniert ein paar Flammen zum Leben erweckte. „Nimm zwei Lampen da drüben und hilf mir.“ Tiberia, die jetzt neugierig wurde, griff nach zwei metallenen Öllampen, die auf dem Tisch standen, nahm einen kleinen brennenden Span und hielt ihn an die Dochte, bis sie Feuer fingen. „Und jetzt weiter?“ „Du wirst gleich sehen.“ Gaia nahm ihr eine Lampe aus der Hand, zog einen Vorhang am hinteren Ende des Raumes beiseite und stieg ein paar Stufen hinab in einen dunklen Kellergang. Tiberia folgte ihr schweigend und ein wenig fröstelnd. An einer Stelle mussten sie auf einer Holzplanke einen drei Fuß breiten Graben überwinden, der Tunnel lag auf der anderen Seite etwas höher.

Nach vielleicht hundert Schritten erreichten sie ein breites eisernes Fallgitter, das keinen erkennbaren Beschlag hatte, mit dem man es hätte öffnen können. „Jetzt pass auf und hilf mir. Eine Schwester allein kann das Tor nicht öffnen, es müssen immer zwei sein. So kann nie eine allein die Schatzkammer betreten.“ Sie stellten die Lampen auf ein Wandsims. Ein breiter schmiedeeiserner Rahmen voller Blumen- und Rankenornamente umfasste das Tor. „Erst brauchen wir die beiden Schlüssel.“ Sie betrachtete die Seitenwand des Tunnels. „Ich war schon länger nicht mehr hier, aber ich denke ... Ja, da ist es.“ Einer der scheinbar fest gefügten Steinquader der Tunnelwand entpuppte sich als Platte, die sich abnehmen ließ, dahinter tat sich eine Nische auf, in der zwei schwere eiserne Hebel lagen, jeder mit einem kunstvoll unregelmäßig geformten Imbus an einer Seite. „Da, den brauchst du, ich nehme diesen hier.“ Tiberia nahm den schweren Hebel und folgte Gaia. „Warte, ich habe es gleich.“ Gaia probierte eine Weile an einigen Ornamenten herum, bis sich das Zentrum einer Blüte abheben ließ. „Hier, da muss dein Schlüssel hinein.“ Mühelos glitt der Imbus in die Blüte, als Tiberia den Hebel genau waagrecht hielt. „Und jetzt hier.“ Bald steckte auch der Schlüssel auf der anderen Seite an seinem Platz.

„Jetzt abwechselnd hinunterdrücken. Du beginnst“. Ein knirschendes Geräusch war zu hören, als Tiberia mit erheblichem Kraftaufwand den Hebel hinunterdrückte. „Gut, jetzt genau gleichzeitig.“ Man musste offenbar gegengleiche Bewegungen ausführen, um den Mechanismus in Gang zu bekommen, der langsam das Tor anhob. Eine Schwester allein hätte beide Hebel nicht betätigen können, die Schlüssel waren gut sechs Fuß voneinander entfernt und mussten genau gleichzeitig bewegt werden.

„Gut, das reicht“, sagte Gaia, als das Tor etwa drei Fuß gehoben war. „Lass den Schlüssel stecken, wir brauchen ihn nachher noch.“ Gaia nahm eine Lampe, die beiden Frauen bückten sich unter dem Tor durch. Tiberia blickte um sich, während Gaia die Lampe in der Mitte des Raumes in ein niedriges flaches Steinbecken stellte. Sie fand den Raum etwas enttäuschend, denn hauptsächlich waren darin Schriftrollen aufge-

stapelt. „Wo sind wir hier?“, fragte sie Gaia. „Genau unter dem Tempel. Das Gewölbe ragt in den Sockel.“ „Und was ist das?“ „Testamente und andere wichtige Urkunden. Wir bewahren sie gegen eine Spende hier auf, die Römer meinen, das sei der sicherste Platz der Stadt. Aber deswegen sind wir nicht hier.“

Sie wandte sich der anderen Seite zu. Hier befanden sich auf einem Wandsims sieben Kassetten, jede mochte zwei Fuß lang und einen Fuß breit und hoch sein. Sie trugen die Buchstaben A, G, L, Mn, M, T und V an ihrer Stirnseite eingeprägt. „Hier bewahren wir unsere wichtigsten eigenen Urkunden und Wertgegenstände auf. Weniger, um sie gegen Diebstahl zu schützen, als gegen Brand, Wasser und sonstige Naturgewalten. Hier ist deine Kassette. Die Urkunde, die dich als Vestalin bestätigt und damit beweist, dass du unter niemandes Vormundschaft stehst, haben wir schon hier für dich verwahrt.“ Tiberia schaute neugierig in die Schatulle, ein gerolltes und mit einem Band zusammengehaltenes Pergament lag darin. „Darf ich?“ „Klar, lass dir Zeit“. Sie rollte neugierig die Urkunde auf, las sie im Schein der Lampe und fühlte mit den Fingern das Großsiegel des Pontifex Maximus. Die Urkunde trug auch die Unterschrift ihres Vaters, der sie sichtlich aus seiner Vormundschaft hatte entlassen müssen. „Ist es wahr, dass nur sieben Frauen in Rom diesen Status haben?“, fragte sie schließlich. „Nein, nicht ganz, es gibt einige Frauen aus Familien, in denen es keine männlichen Nachkommen mehr gab und die zum Zeitpunkt der Erbfolge unverheiratet waren. Denen kann der Senat einen ähnlichen Status bewilligen. Aber mehr als ein paar Hundert sind es nicht, die unbeschränkt geschäftsfähig sind wie wir.“ Tiberia rollte ihre Bestellsurkunde wieder sorgfältig ein und legte sie zusammen mit den Unterlagen und dem Siegel der Bank in ihre Schatulle. Dann fiel ihr Blick in eine andere Richtung.

„Und was ist das hier?“ Ein Speer und ein Schild lehnten in einer weiteren Nische, daneben eine Schatulle aus fast schwarzem Holz. „Die ewigen Symbole unserer Republik. Speer und Schild des Aeneas, dazu das Palladium. Wenn du möchtest ...“ Tiberia schaute neugierig, als Gaia die Kassette öffnete und vorsichtig die Figur der Göttin Minerva aus dem Stroh nahm. „Ich dachte, die steht oben im Tempel?“ „Nein, was denkst du,

die könnten wir dort nicht hinstellen. Wir wissen nicht, was für ein Material das ist, aber der Rauch im Tempel würde es wohl innerhalb kürzester Zeit beschädigen. Manche meinen, es ist aus dem Zahn irgendeines wilden Tieres gemacht, aber genaueres konnte ich nicht herausfinden. Aeneas selbst soll es aus Troja gerettet haben. Oben im Tempel steht eine Replik aus Hartholz, die etwa alle zehn Jahre neu angefertigt werden muss. Genauso ist das übrigens mit Speer und Schild. Alle zwölf Speere und Schilde im Marstempel der Regia sind Imitationen, die echten sind hier.“ Tiberia nickte, das ergab Sinn. „Und das Holz der Schatulle? Ist das auch so alt? Das müsste ja dann ...“ Sie nahm ihre Finger zu Hilfe „über 600 Jahre alt sein.“ „Wir wissen, dass es Ebenholz ist, das härteste und beständigste, das wir kennen. Aber wie alt es wirklich ist, da sind wir auf Legenden angewiesen.“ „Und warum wird es hier aufbewahrt und nicht im Tempel der Minerva?“ „Das ist leicht erklärt, das Penus Vestae ist tatsächlich einer der Orte Roms, die am wenigsten brandgefährdet sind. Darum stellen wir auch die Lampen hier in die Wanne, selbst wenn das ganze Öl auslaufen sollte, kann nichts passieren.“ „Und der Graben hat dann wohl mit Schutz vor Wasser zu tun?“ Gaia blickte erstaunt auf. „Du bist das erste Mädchen, dem das klar ist. Von oben kann hier kein Wasser eindringen, doch der Tunnel aus dem Atrium wäre bei starkem Regen ein Risiko. Der Graben ist mit der Cloaca Maxima verbunden, die ein Stück weiter unter dem Forum verläuft. Und im schlimmsten Fall ...“ „... liegt der Tunnel davor tiefer als dahinter, man gewinnt zumindest Zeit.“ Die ältere nickte.

Gaia verpackte die Figur der Minerva wieder sorgfältig. „Aber jetzt komm, wir sind schon spät für das Abendessen.“ Die beiden Frauen duckten sich wieder unter dem Gitter durch. Dann mussten beide Hebel gleichzeitig nach oben gedrückt werden, das Gitter senkte sich und rastete mit einem lauten Krach wieder ein. Gaia entfernte die beiden Schlüssel, setzte die Metallkappen wieder sorgfältig auf die Ausnehmungen. Die Schlüssel wurden in ihrer Wandnische verstaut, zuletzt die Steinplatte eingesetzt, die so genau passte, dass man die Luft beim Hineindrücken entweichen hörte.

[...]

Equus October

Tiberia saß gemeinsam mit dem Pontifex Maximus und einigen Flamines in einer überdachten Ehrenloge an der Start- und Ziellinie der Rennbahn, auf der schon seit Stunden Wagenrennen ausgetragen wurden. Der Nachmittag war kühl, der Wind zerpte an den Stoffbahnen der Überdachung, sie war froh um Toga und Schleier, die sie vor der Kälte schützten. Neben ihr saß Gaius Cornelius, der Flamen Martialis. Auch wenn sie sich mit ihm ehrlichen Herzens ausgesöhnt hatte – es gab ja aus ihrer Sicht nicht sonderlich viel auszusöhnen – war er ihr nicht sonderlich sympathisch und wirkte auf sie immer noch wie ein Raubtier, das ständig auf der Witterung nach Beute ist.

Doch was sollte es, sie war an der Reihe, beim Opfer des Equus October als Vestalin Dienst zu tun, und dieses Opfer wurde nun einmal vom Flamen Martialis vollzogen. Sie liebte diese blutigen Schauspiele nicht sonderlich, doch es gab eine Dienstenteilung der Obersten, und sie war dran, damit hatte es sich. Die eher angestrengte Unterhaltung mit Gaius wurde von Zeit zu Zeit dadurch unterbrochen, dass sie bei manchen der Rennen den siegreichen Fahrer oder das siegreiche Pferd mit Lorbeer bekränzen musste. Die innere Logik dahinter war ihr nicht klar, doch da sie ein Ordner immer rechtzeitig instruierte, übte sie sich darin, gelassen dreinzublicken, im vollen Ornat unter Begleitung ihres Liktors an die Ziellinie zu schreiten und den jeweiligen Kranz, der ihr gereicht wurde, mit ein paar Worten, die ihr der Ordner zuflüsterte, würdig auf Pferd oder Reiter zu platzieren.

Die Wagenrennen mit den Zweispannern waren im Gange. Schließlich schienen die Ereignisse ihrem Höhepunkt zuzustreben, ein letztes Rennen wurde angekündigt. Jetzt ging es um den Sieg und damit um die Ehre der Auswahl des Opfertieres.. Die Fahrer fuhren mit letztem Einsatz. Einer der Wagen fiel schon bei der vorletzten Kehre um, eines der Pferde riss sich von den Zugriemen los und galoppierte ziellos über die leeren

Weiten des Marsfeldes, zum Glück weg vom johlenden Publikum.

Tiberia hatte keine Gelegenheit mehr, die berittenen Soldaten weiter zu beobachten, die sich anschickten, das durchgegangene Pferd wieder einzufangen, denn die restlichen Gespanne hatten es mittlerweile über die Ziellinie geschafft, es galt wieder zeremoniell tätig zu werden. Der siegreiche Fahrer musste unter dem frenetischen Jubel des Publikums bekränzt werden, außerdem war eine Urkunde und ein lederner Beutel mit – wie man zumindest aus dem Gewicht ahnen konnte – einem stattlichen Preisgeld zu übergeben. Da der Jubel des Publikums kein Ende nehmen wollte, ließ sie sich noch dazu hinreißen, dem nicht unhübschen Fahrer zwei Wangenküsse anzudeuten und sich mit ihm ein letztes Mal in Siegerpose zu zeigen. Dann gebot sie mit einer einzigen Handbewegung Ruhe, nahm den Kranz aus Brot, den man ihr zureichte, und legte ihn dem rechten der siegreichen Pferde, dem Opfertier, um den Hals. Die Menge jubelte wieder, der süße, mit Honig versetzte Wein, der an zahlreichen Ständen verkauft wurde, tat offenbar seine Wirkung.

Zwei Pferdeknechte übernahmen das Tier und führten es zu einem Altar des Mars, der in der Mitte der Rennbahn aufgebaut war. Sie folgte dem Flamen Martialis, der bereits die rituelle Lanze in Händen hielt. Sie überwand ihre Scheu vor dem aufgeregten Tier, das offenbar sein nahes Ende spürte und von vier Pferdeknechten mit starken Seilen daran gehindert werden musste, ebenfalls durchzugehen, und kniete mit einer großen Schale in den Händen neben dem Pferd nieder. Der Flamen Martialis sprach noch die Worte einer rituellen Formel, dann stieß er dem Tier die Lanze in die Seite. Tiberia hielt die Schale unter den Strahl frischen Blutes, der aus der Wunde spritzte, wobei ihre weiße Toga mit Blut befleckt wurde. Schließlich war die Schüssel voll, sie erhob sich wieder, ohne auch nur einen Tropfen aus ihr zu verschütten, hob sie hoch und zeigte sie der johlenden Masse.

Währenddessen schlug der Flamen Martialis mit einem Schwert den Kopf und den Schweif des Tieres ab. Junge Männer aus verschiedenen Stadtteilen versuchten den Kadaver des

Pferdes möglichst rasch wegzubringen. Das siegreiche Team erhielt den Pferdekopf, der dann an prominenter Stelle des Stadtteiles zur Schau gestellt wurde, wo man bis in die Morgenstunden feierte. Der Pferdeschwanz wurde im Laufschrift zum Altar des Mars in der Regia gebracht. Das auslaufende Blut wurde versprengt und verschmiert.

Tiberia hatte keine Zeit, das Schauspiel weiter zu betrachten, denn sie musste das Blut des Tieres aus der Schüssel in eine bereitstehende tönernen Flasche füllen. Tiberia nahm sie danach in beide Hände, hob sie hoch über ihren Kopf und begab sich an der Spitze der Priesterschaft zurück zur Rennbahn, wo das Ehrengelicht der Liktores bereits wartete. Sie senkten ihre Rutenbündel, und Tiberia schritt in ihrer blutbespritzten Toga mit der Flasche in der Hand an der Spitze der Prozession, die den besseren Teil einer Stunde brauchte, bis das Forum Romanum erreicht war.

Beim Tempel der Vesta bildeten die sechs anderen Vestalinnen auf den Stufen ein Spalier. Tiberia präsentierte unter dem Jubel der Massen ein letztes Mal die Flasche hoch über ihrem Kopf, bevor sie die Stufen zum Tempel hochstieg und im Inneren verschwand. Damit war der offizielle Teil der Zeremonie beendet, das Volk zerstreute sich langsam, die Schwestern folgten ihr in den Tempel. Der Tonkrug mit dem Pferdeblut – so wollte es der Brauch – wurde nunmehr in einer besonderen, mit einem Eisengitter verschlossenen Nische des Tempels aufbewahrt, bis es im darauffolgenden Frühjahr zum Fest der Parilia für die Herstellung des Suffimen verwendet werden sollte.

Ein Spaziergang mit dem Vater

Es war ein strahlend schöner Tag im September, doch die Kühle der Nacht lag noch über dem niedrig gelegenen Handwerker-viertel am Tiber, als Publius Caecilius sein Haus verließ, ihm zur Seite Tiberia, die zu einer bildschönen jungen Frau von 16 Jahren herangereift war. Sie war wie die jungen Mädchen ihres früheren Standes gekleidet, doch konnte es einem Auge, das feinere Nuancen wahrzunehmen geübt war, nicht entgehen, dass es sich bei der jungen Frau um keine gewöhnliche Sklavin

oder Handwerkertochter handelte. Dennoch genoss sie die ungewohnte Freiheit, ihren Körper einmal zeigen zu dürfen, den frischen Wind in ihrem offenen dunklen Haar, die Kühle des Morgens durch den dünnen Stoff ihrer Tunika und um ihre Beine, die bis weit übers Knie zu sehen waren.

Die Wahrscheinlichkeit, dass man sie als das erkannte, was sie war, war außerhalb der unmittelbaren Umgebung ihres Elternhauses kaum gegeben, die Gesichter der Vestalinnen waren in der Öffentlichkeit nicht bekannt. Dennoch folgte den beiden in einigem Abstand ein junger Mann, ebenfalls nach der Mode der Handwerker gekleidet, in dessen Gewand jedoch ein kurzer Dolch verborgen war, den er auch zu handhaben wusste. Jenseits von ihren zeremoniellen Aufgaben waren einige der Likatoren auch bestens ausgebildete Nahkämpfer, so wie dieser junge Mann, ein ehemaliger Gladiator. Es gab keine einigermaßen wahrscheinliche Bedrohung für Tiberia, der er nicht spielend Herr geworden wäre. Seine Vollmacht beinhaltete auch das Recht, nach eigenem Ermessen zu töten, um die Priesterin zu schützen.

Quintus Lucillus, dem Aedilen der Marktaufsicht, entging der junge Mann allerdings nicht, der da Vater und Tochter folgte. Er schickte sich schon an, sein „Magistratus Romanus, verharret“ zu rufen, da sah er, wie der Mann seine rechte Hand zwischen Mittel- und Ringfinger spreizte und wie zum Gruß hob. Er schaute genauer, der Mann ließ ihn jetzt kurz eine bronzene Medaille sehen, die ein Rutenbündel zeigte. Quintus ließ sich äußerlich nichts mehr anmerken und ging weiter seine Runde. Einige andere Details an der Erscheinung des Mannes hatten ihn rasch überzeugt, dass dieser tatsächlich der Centurie der Likatoren angehörte.

Auch wenn der Pontifex Maximus solchen „Enormitäten“, wie er das nannte, reserviert gegenüberstand: Gegen Gaia und Aula, die darauf Wert legten, dass sich die jungen Frauen in ihrer Obhut frei und ganzheitlich entwickeln konnten, hatte er einen schweren Stand. So war es Tiberia gestattet worden, zwei Wochen dem Haus der Vestalinnen fernzubleiben, um sich auf ihre Wurzeln zu besinnen und das Verhältnis zu ihrer Herkunft und ihrer Familie neu zu definieren. Dass ihre Bestimmung da-

durch gefährdet sein konnte, hatten die beiden Lehrenden, die kurz vor dem Ende ihrer Amtszeit standen, ausgeschlossen.

Vater und Tochter gingen also durch die engen Gassen und breiteren Straßen des Tiber-Viertels auf jenem Weg Richtung Forum Romanum, den die kleine Tiberia vor ihrer Ergreifung so oft mit ihrem Vater gegangen war. Ihre Unsicherheit verflog schnell. Sie lernte rasch, mit den mehr oder weniger unverhohlenen Blicken der jungen Männer umzugehen, denen sie begegnete, ebenso mit den neidvollen oder bewundernden Blicken der Frauen. Sie spielte ein wenig mit ihrer Fraulichkeit, während sie mit ihrem Vater über die alten Zeiten plauderte, schenkte dem ein oder anderen ein Lächeln, versuchte den ein oder anderen aufmunternden Blick, genoss es, dass die Männer sichtlich nur von der Gegenwart des Vaters abgehalten wurden, sich ihr anzunähern.

Publius Caecilius, der mit all dem recht plötzlich konfrontiert war, bemühte sich nach Kräften, seine Tochter als das zu nehmen, was sie mittlerweile war: eine eigenständige junge Frau, noch dazu eine, die in niemandes Vormundschaft stand. Nicht, dass er seine väterliche Gewalt jemals als solche begriffen hätte: er hatte selbst unter der strengen Hand seines Vaters gelitten und folgte Iunia weitgehend in ihrer Auffassung, dass es Liebe war, die sie ihren Kindern als Begleiter schuldeten, nicht diese ihnen Gehorsam. Auch wenn er beide seiner Kinder schon gezüchtigt hatte: Es war die große Ausnahme geblieben, Iunia hatte ihn oft beiseite genommen und andere Wege aufgezeigt.

Sie erreichten das Forum Romanum. Für Tiberia war es ein seltsames Gefühl, den großen Platz, den sie so oft im Ornat überquert hatte, nunmehr als einfache Bürgerin zu betreten. Die wenigen, die sie dort erkennen hätten können, also Liktores und einige wenige aus der Priesterschaft, waren natürlich eingeweiht und beachteten die junge Bürgerin nicht mehr als die Dutzenden anderen jungen Frauen, die das Forum auf ihren Wegen oder um des Flanierens willen überquerten oder im Schatten eines der Gebäude ein wenig verharreten. Es war ihr ebenso wie ihrem Vater selbstverständlich, in ihrer Rolle als Bürgerin der Obrigkeit dieselben Ehrbezeugungen zu erweisen, wie sie von jedem ehrbaren Bürger erwartet wurden. Sie blie-

ben an einem Stand mit frischem Obst stehen, kauften wie Dutzende andere eine Spalte einer frischen Melone und teilten sie sich gegen den aufkommenden Durst, kurz auf einer Steinbank verweilend.

„Bitte, Papi ...“, sagte Tiberia dann mit einem Blick auf den Tempel der Vesta. Publius verstand instinktiv die vielen ineinander verwobenen Gründe, warum seiner Tochter die Wiederholung dessen, was ein zentrales Element ihrer Kindheit gewesen war, in diesem Augenblick so wichtig war. Der Lektor, der an der Treppe zum Tempel stand, erinnerte sich erst im letzten Augenblick daran, sein Bündel vor ihr nicht zu senken, sondern ebenso unbeteiligt durch sie hindurchzusehen, wie er es mit jeder anderen Bürgerin getan hätte. Sie schenkte ihm ein Lächeln, dann stiegen sie beide die Treppe empor.

Es war Marcia Iulia, die Dienst tat. Publius und Tiberia stellten sich zu den anderen Anwesenden im Säulenumgang. Natürlich war eine Kontaktaufnahme hier im Tempel nicht möglich, ebenso verstand es sich von selbst, dass Tiberia die Identität oder den Namen ihrer Schwester im Amt nicht preisgab. Die beiden standen stumm und spürten ihren Erinnerungen nach.

Die Priesterin verließ das Heiligtum. „Wer den Segen der Göttin erfleht, knie nieder.“ Da alle Anwesenden auf die Knie fielen, taten Publius und Tiberia es ihnen gleich. Iulia, die Priesterin, ging ohne Eile von einem zum nächsten, legte jedem die Hände an die Stirn und sprach leise die Segensworte. Als sie Tiberia erreichte, huschte ein kaum merkliches Lächeln über ihr Gesicht. „Ich segne dich, Schwester, mögest du deine Wurzeln entdecken, bevor du in den Hain deiner Bestimmung zurückkehrst.“ – Sie wandte sich Publius zu: „Ich segne dich, Bürger Roms, die Göttin schenke dir Kraft und Weisheit, deine Kinder in der Gesamtheit ihres Wesens aus ganzem Herzen anzunehmen.“

Publius, der zum ersten Mal in seinem Leben einen vestalischen Segen empfangen hatte, war wie benommen und wollte mit Tiberia darüber reden. „Vater, ich bitte dich, nicht in mich zu dringen“, sagte sie schließlich. „Ich frage dich auch nicht, wie du dies schöne Tuch gewebt hast, das mir an meinem Leib

so viel Freude bereitet.“ Publius verstand die Weisheit hinter diesen Worten. Stumm gingen sie eine Weile nebeneinander her, voll mit den Gefühlen, die die einfachen, aber doch so passenden Worte der Priesterin in ihnen geweckt hatten.

Am Ausgang des Forums blieb Tiberia plötzlich an einem Stand mit religiösen Devotionalien stehen. Ihr Blick blieb an einem silbernen Anhänger haften, der die Symbole der zwölf Hauptgötter in einem Kranz rund um das Flammensymbol der Vesta zeigte. „Das würde euren Hals vortrefflich schmücken, junge Dame. Für Euch nur fünf Denar“, sagte der Händler zu ihr. „Ihr beliebt zu scherzen, nicht mehr als zwei“, gab sie höflich, aber kalt zurück und wandte sich zum Gehen. Publius begriff und hielt sich im Hintergrund: Auch das war eine Erfahrung, die seine Tochter hier machen wollte. „Aber nicht doch, schöne Frau, ihr würdet es bedauern, nicht zugegriffen zu haben. Vier, aus Respekt vor Eurer Anmut.“ „Drei und keinen As mehr“, sagte Tiberia. „Drei und zwei Sesterzen, meine Kinder und ich müssen doch auch von etwas leben.“ „Drei und einen, mein letztes Wort.“ Der Händler seufzte: „Wie kann ich eine schöne junge Frau enttäuschen“. Er nahm diensteifrig das Amulett vom Haken. „Wollt ihr auch die silberne Kette dazu?“ „Wenn ihr mir sie dazugebt?“ Tiberia blickte ihn freundlich, aber kühl an. „Drei und drei, und ihr bekommt noch diese wunderschöne Schatulle dazu.“ Tiberia, die tief in ihrem Herzen wusste, dass der Mann eine Familie zu ernähren hatte, nickte. „Vier, wenn ihr mir noch dieses Bild der Vesta dazugebt.“ „Ihr verhandelt hart, schöne Frau, doch wie könnte ich ...“ „Schon gut“, sagte Tiberia. Sie war froh, dass sie daran gedacht hatte, selbst einige Münzen einzustecken, und jetzt nicht ihren Vater bitten musste. Das Bild hatte kaum materiellen Wert, aber die Darstellung der Göttin gefiel ihr, sie würde die kleine Ikone in ihrer Zelle aufstellen. Bald hatte der Händler alles eingepackt, sie bezahlte und ging wieder zurück zu ihrem Vater.

Auf dem Rückweg kamen sie an einem kleinen öffentlichen Park vorbei, in dem eine Quelle plätscherte. Der keine Hain war gerade menschenleer, rasch zog Tiberia ihren Vater hinein. Sie nahm die kleine Schatulle heraus. „Für dich, Papi“, sagte sie schlicht. Sie fand keine großen Worte und suchte auch nach

keinen. „Warte noch kurz.“ Mit aller Inbrunst, derer sie fähig war, sprach sie: „Mögest du Kleinod meinen innig geliebten Vater allezeit und auf allen Wegen schützen. O Göttin, er war es, der meinem Herzen den Weg zu dir bereitet hat.“ Dann legte sie ihrem Vater das Amulett um seinen Hals und verschloss es mit zittrigen Fingern. Publius kämpfte mit den Tränen. „Danke, meine kleine, große Priesterin“, stammelte er nur. Er schwor sich, dieses Amulett bis zu seinem Tod nicht mehr abzunehmen, und hielt diesen Schwur auch ein.

[...]

Teil 4: Dienende

[...]

Ein Flirt

Es war ein schöner Spätsommertag. Tiberia hatte durchgesetzt, eine Woche im Haus ihrer Eltern verbringen zu dürfen. Vibia hatte wie üblich weitschweifige Einwände dagegen vorgebracht, sich auf den Pontifex Maximus berufen, der diese „Enormitäten“ nicht dulde. Tiberia war die Geduld gerissen: „Wenn der Pontifex seit Jahren nicht sehen will, wie weit meine Schwestern die Freiheiten ausdehnen, für die Gaia bei ihm gekämpft hat, dann kann er mir kaum verwehren, meinen Vater und meine Mutter zu besuchen.“ Mit diesen Worten hatte sie die konsternierte Vibia einfach stehen lassen, ein kleines Reisebündel gepackt, den Lektor, der dienstbereit vor das Haus geeilt war, sobald er die Priesterin sah, um eine Sänfte entsandt und war einfach abgereist.

Zu Hause angekommen, hatte sie sich als erstes umgezogen und den Nachmittag mit einem langen Gespräch mit ihrer Mutter zugebracht. Am nächsten Morgen kleidete sie sich wie ein Handwerker mädchen und machte sich allein auf den Weg. Es war ihr nach wie vor nicht bewusst, dass ein Lektor in Zivil zu ihrem Schutz abgestellt war, doch sie sah den Wachmann, der zufällig gerade an ihrem Laden vorbeiging, als sie auf die Straße trat. Ein hübscher Wachmann, wie sie fand. Sie musste ihn wohl ein wenig zu auffällig gemustert haben, denn er wurde aufmerksam und näherte sich ihr. „Darf man fragen, wer ihr wohl seid, schöne Freie?“ Eigentlich war das eine unerhörte Frage, er war im Dienst. Die verdiente Antwort folgte sofort. „Ist das ein Verhör, Aedil? Und was kümmert Euch meine Schönheit?“ Tiberia erkannte sich selbst kaum. War das wirklich sie, die da einen Wachmann am helllichten Tag anflirtete? „Nein, schöne Frau. Es ist bloß Neugier von Mensch zu Mensch. Verzeiht, wenn ich Euch zu nahe trat.“ Es entstand eine kleine Pause, als der Aedil dem Erkennungszeichen des Lektors antwortete. Tiberia war verwirrt, was ging da vor um

sie? Doch sie war abgelenkt, der zweite Mann entging ihr daher. „Schon gut, Aedil. Ich bin Caecilia¹, einzige Tochter des Leinenwebers hier. Aber wer seid Ihr?“ Auch Quintus war verwirrt, Töchter von Leinenwebern wurden selten von Agenten der Liktoresgarde bewacht. „Quintus Lucillus, Dekurio der zweiten Dekurie der Aedilen.“ Sie musterte den jungen Mann etwas eingehender. Seine Tunika ließ seine gefälligen, sonnengebräunten Beine erkennen, über seinen schmalen Hüften konnte man unter dem Gewand einen muskulösen Körper und einen breiten Brustkorb ahnen. Der gestutzte Bart unterstrich den freundlichen Eindruck, den seine blitzenden Augen unter den krausen Locken seines Haares machten.

Was zwei Göttinnen mit ihr anstellten, die dabei wie halbwüchsige Mädchen kicherten, nahm Tiberia dagegen in diesem Augenblick nicht wahr: ihr Rücken straffte sich, sie schob ihr Becken ein wenig nach vorne, ihre Tränendrüsen befeuchteten ihre Augen, um ihnen Glanz zu verleihen, ihre Brüste füllten sich, ihre Wangen röteten sich ein wenig, ihre Lippen öffneten sich leicht. Venus war mit ihrem Werk zufrieden, doch Vesta legte noch einen hauchzarten Schleier über Tiberias Verstand, genug, dass keine Ängste und Zweifel ihr den Spaß verderben würden. Tiberia war sich all dessen nicht bewusst, sie hatte in dem Moment nur Augen für den jungen Aedilen.

„Da müssen wir dem Magistrat aber dankbar sein, dass Wachleute wie Ihr für unsere Sicherheit sorgen“, gab sie zurück. „Sicher gibt es auch ein Mädchen, für dessen Sicherheit ihr ganz besonders sorg.“ Tiberia erkannte sich selbst immer weniger, doch es war ihr in diesem Augenblick egal. „Mein Herz ist frei, schöne Tochter des Leinenwebers. Doch leicht lässt es sich fangen, wenn die richtige es lockt.“ Mittlerweile war Iunia im Laden auf das Gespräch vor der Türe aufmerksam geworden. Sie ließ sich natürlich nicht sehen, sondern beobachtete unauffällig durch die offene Türe. Unwillkürlich griff sie nach dem Venus-Anhänger, den sie am Hals trug. „Ich danke dir, meine Göttin, dass du auch einmal nach meinem Mädchen siehst.“

„Seid nicht zu freigiebig mit Eurem Herzen, es könnte leicht verloren gehen. Aber wenn Ihr einmal frei habt, schaut doch

1 Dem Fremden gegenüber verwendete sie natürlich ihren Gentilnamen

wieder vorbei.“ „Zur neunten Stunde, wenn die Sonne mild auf die Terrassen am Tiber scheint: Darf ich euch da sicheres Geleit anbieten?“ „Glücklich ein Mädchen, das einen solchen Begleiter hat. Ich werde – sie zögerte kokett ein klein wenig – dich erwarten, Quintus. Aber jetzt lass mich meiner Wege gehen, ich bin spät, die Mutter sandte mich zum Markt.“ „Ich werde zur Stelle sein, schöne Tochter des Leinenwebers.“ Damit verneigte sich Quintus tief und setzte seine Streife fort. Zerstreut eilte Tiberia zum nächsten Marktstand und kaufte statt der Tomaten, um die sie die Mutter gebeten hatte, ein Pfund Zucchini.

„Mein Mäuschen“, empfing sie Iunia, als sie zurückkehrte, und schloss sie liebevoll in die Arme. „Du wirst dich doch nicht in diesen Wachmann verguckt haben?“ Tiberia lief puterrot an. „Nicht doch, Mäuschen, du ahnst nicht, wie sehr ich mich für dich freue. Es ist ohnehin nahezu Mittag, ich schließe hier und wir gehen nach oben. Dein Vater ist unterwegs am Palatin, und dein Bruder ist bei seinen Schwiegereltern.“ Tiberia trug in diesem Augenblick ihr Herz auf der Zunge, weise lauschte die Mutter nur, wie es aus der Tochter heraussprudelte. „Jetzt leg dich noch ein bisschen hin, wenn du kannst“, riet sie ihrer Tochter schließlich. „Damit du keine Ringe unter den Augen hast. Dein Aedil würde sie bemerken.“

Tiberia wartete nervös, als die neunte Stunde heranrückte. Die beiden Frauen hatten beschlossen, Iunia ein klein wenig in das Spiel mit dem Wachmann einzubinden. „Mami“, hatte die jüngere schließlich seufzend nachgegeben. „Lass mich doch, ich nehme in dir schon nicht weg.“ Tiberia hatte sich ein wenig hergerichtet, doch nicht zu viel. „Du bist doch keine Käufliche. Lass ihn merken, dass er dich interessiert, aber bleib am Anfang beiläufig.“ Mami sagte das so einfach ... So trat Iunia vor den Laden, als Quintus zur neunten Stunde klopfte. „Wer seid ihr, was ist euer Begehrt?“ „Quintus Lucillus, eine junge Frau machte mir Hoffnung, sie heute hier abholen zu dürfen. Sie nannte sich Caecilia.“ „Dem Caecilius bin ich ehelich verbunden, doch ich bin Iunia, und mit jung könnt ihr mich nicht meinen.“ Tiberia blickte verstohlen durch das Fenster auf die Straße. Von Mami konnte man so viel lernen ... „Aber vielleicht

habt ihr eine Tochter, Iunia, Gattin des Caecilius.“ „Das wohl, mein Herr, doch es wäre ihre Sache, wäre sie hier mit jemandem verabredet.“ „Sagt nicht, die Wege eurer Tochter wären euch verborgen, Iunia. Mich dünkt, sie könnte im Hause sein. Wollt ihr sie wohl fragen, ob ihr Wort noch gilt?“ „Wohl gesprochen, Quintus, ihr seid klug und wisst eure Worte gewählt zu setzen. Verharret, ich gebe Caecilia Nachricht.“ Damit schloss sie die Türe. Tiberia kam schon die Treppe heruntergepoltert wie eine Fünfjährige.

Iunia fing sie auf. Sie wollte ansetzen, ihrer Tochter noch alles Mögliche mit auf den Weg zu geben, doch als sie die Augen Tiberias sah, wusste sie: Sie würde nichts davon hören. Sie drückte also ihre Tochter nur fest an sich, gab ihr einen Kuss auf die Wange und sagte: „Viel Spaß, Mäuschen, und pass auf dich auf.“ Jetzt war sie war froh, dass Tiberia über ihren Körper, ihren Zyklus und den Zusammenhang zwischen ihrer Lust und Empfängnis gut Bescheid wusste. Bei den zahlreichen Begegnungen im Verschwiegenen Haus hatte sie Gelegenheit genug gehabt, ihrer Tochter das Frausein näherzubringen. Sie beobachtete, wie Tiberia im letzten Augenblick noch innehielt, ihren rasch gehenden Atem zu kontrollieren versuchte und erst dann die Ladtüre öffnete und in die Sonne hinaustrat. „Wahrscheinlich bin ich aufgeregter als sie“, dachte Iunia bei sich. Ihr Körper meldete sich zu Wort. „Venus, Göttin, musst du immer gleich so übertreiben?“ Sie lächelte und legte die Hand um ihr Amulett. Heute Abend würde sie wohl wieder einmal ihr Recht als Ehefrau bei Publius einfordern. Es kam ihr ganz gelegen, dass in diesem Augenblick eine alte Kundin den Laden betrat und sie sich ihren Stoffen widmen musste.

Auch Venus schmunzelte, als sie den Seufzer dieser einfachen, aber so in ihrem Glauben ruhenden Frau hörte. Sie würde Cupido bitten, dem Leinenweber ein wenig Pfeffer in den Allerwertesten zu streuen, oder was sonst er mit braven, aber müden Ehemännern anzustellen wusste. Diese süße Mami hatte sich ein bisschen Spaß mehr als verdient, fand sie.

Es war schon dunkel, als Tiberia sich von Quintus verabschiedete. „Ja, morgen Abend, zur ersten Nachtwache“, bestätigte sie ihm noch das nächste Treffen. Zum Abschied – sie wusste

selbst nicht, warum sie das tat – legte sie Quintus noch mitten auf der Straße die Arme um den Hals und gab ihm einen zärtlichen Kuss. „Ave, mein lieber Wachmann“, sagte sie nur noch, dann war sie im Haus verschwunden. Sie war allein, Mutter war wohl mit Vater ausgegangen, der Bruder war nirgends zu sehen. Es war ihr nicht unrecht, so konnte sie in Ruhe ihre Gedanken und Gefühle sortieren. Sie zog sich also aus, wusch sich gründlich, büstete ihr Haar und band es zur Nacht zusammen. Sie schlüpfte in eine dünne Tunika und legte sich auf ihr Lager.

Vor einiger Zeit hatte sie entdeckt, dass sie die Göttin mühelos rufen konnte. Sie versenkte sich also in ihre Meditation, doch diesmal war die Göttin nicht allein. Es war Venus, die sie begleitete. Sie schien auf Tiberia herabzublicken, es war Sinnlichkeit, aber sonst nur Liebe und Güte in ihrem Ausdruck. „Nimm mein Geschenk ruhig an, kleine Tiberia, Dienerin meiner Schwester. Ich nehme es ohnehin nicht zurück.“ Damit verschwand das Bild. Tiberia kämpfte eine Weile gegen etwas anderes an: ein Gefühl, ein Verlangen, das sich mit einer Kraft ihres Körpers bemächtigte, das sie vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen erschauern ließ. „Provoziere es nicht, Tiberia, aber lass es zu, wenn es sich Bahn bricht.“ Sie hörte die Stimme Gaia Livias, als ihre Hand auf ihren Bauch glitt, den Saum ihrer Tunika fasste. „Und wenn du es zulässt, schäme dich nicht dafür. Niemand muss für die Gaben der Venus Scham empfinden.“

Einige Zeit später, als ihr Verstand wieder einsetzte, lag sie schwitzend und noch schnell atmend auf ihrem Lager. Während sie so da lag, reifte ein Entschluss in ihr. Sie würde morgen Mami noch einiges fragen müssen, aber sie fühlte, dass die Zeit gekommen war. Doch jetzt ... Sie versetzte sich wieder in Trance, um ihrer Göttin nahe zu sein, wenn sie ins Reich der Träume hinüberglied. Wenn Venus da war, ließ sie sich nicht blicken, nur die Flamme der Vesta wurde in Tiberias Geist immer größer, bis sie friedlich und mit einem Lächeln auf den Lippen eingeschlafen war.

[...]

Teil 5: Lehrende

[...]

Ein göttlicher Plan

„Und was ist jetzt so schrecklich wichtig, dass ich extra die Jagd in den olympischen Bergen unterbrechen musste, teure Schwester?“ Diana erschien schemenhaft in einem der ungenutzten Atrien des Verschwiegenen Hauses. „Sieh dir das an“, antwortete Minerva. „Sie rackert sich hier mittlerweile ganz alleine ab für die Frauen, doch ein Großteil ihres Potentials liegt brach, weil sie das Feuer unserer geliebten Schwester hüten muss.“ Die beiden Göttinnen warfen einen kurzen Blick auf Tiberia, die im einzigen verbliebenen Sprechzimmer saß, die Schlange an Frauen, die geduldig auf dem Gang warteten, das Mädchen, das mit Engelsgeduld die Frauen beruhigte, ihnen Kräutertee anbot und für einen einigermaßen geordneten Ablauf sorgte.

„Was ist jetzt mit dem Plan, der schon seit einem halben Jahrhundert herumgeistert?“, fragte Diana ungeduldig. „Scheitert das immer noch an den sturen Priesterinnen unserer jungfräulichen Schwester? Da gab es doch jüngst einen Wechsel, wenn ich mich nicht irre?“ „Ach das“, sagte Minerva. „da ist nichts besser geworden. Die neue Frau Oberpriesterin war noch nicht einmal hier, Gaia lebt auf dem Land, Aula ist nicht mehr, und Tiberia ist womöglich noch sturer, als Gaia es war. Aber allein schafft sie es wohl nicht mehr lange, auch nur die Beratungen hier aufrechtzuerhalten, vor zwei Jahren waren sie noch zu dritt. Und sie muss auch noch diese ausnehmend hübschen Zwillinge erziehen, die Frau Oberpriesterin sieht sich außerstande ... Mit dem Plan sieht es schlecht aus.“

„Und mit Vesta ist wie üblich nicht zu reden? Strikte Nichteinmischung?“ „Du sagst es, Schwester. Die halbherzige Idee einer Iulierin, Geld für das Haus aufzustellen und es den Vestalinnen abzukaufen, ist auch irgendwie versandet. War wohl

nicht wichtig genug zwischen Recidivum² und Sommer auf dem Land. Deine Mütter und meine Hebammen müssen wohl noch länger ohne dieses Haus auskommen.“ Minerva seufzte, die beiden Göttinnen schwiegen eine Weile. „Und wenn wir?“, fragte Diana schließlich. Sie war die tatkräftigere der beiden. „Wenn wir was?“, fragte Minerva nach. „Na hör mal zu.“

Ein wenig später erschienen auch Mars und Venus im Verschwiegenen Haus. Der Plan, den die beiden ihnen unterbreiteten, ließ sie ihren andauernden Zank eine Weile vergessen. Venus war natürlich sofort Feuer und Flamme, doch Mars gab zu bedenken: „Bist du Vesta nicht im Wort, dich nicht einzumischen?“ Es war Minerva, die die Antwort darauf parat hatte: „Venus hat doch nur versprochen, sich in die Gefühle nicht einzumischen, die die beiden füreinander haben. Was hat das, was wir besprochen haben, mit diesen Gefühlen zu tun?“ „Umpf“, sagte Mars, „ich würde Vesta das nicht erklären wollen.“ „Was für ein Glück, dass du das auch nicht musst, mein bester. Ich sehe da kein Problem. Bist du wenigstens so weit dabei, dass du uns nicht im Weg stehst?“ „Ich habe nichts gehört“, sagte Mars und verschwand augenblicklich. „Heißt jetzt was?“, fragte Diana vorsichtig. „Ach mach dir um den keine Sorgen“, flötete Venus, „notfalls lenke ich ihn ein bisschen ab.“ Damit war auch sie verschwunden.

„Braucht mich noch jemand hier?“, fragte Diana die verbliebene Minerva. „Wenn du deine Vorlieben nicht gewechselt hast, dann nein. Ich wünsche dir noch eine gute Jagd, Schwester.“ „Ich dir auch, Schwester.“ Einen Augenblick später stand Minerva allein neben dem herrlich duftenden Rosenbusch. Ob das funktionieren würde? Langsam verblasste auch ihr Bild, das Atrium lag wieder leer in der Mittagssonne.

[...]

2 Regelmäßige Einladung, vergleichbar dem Jour Fixe der Damen der Gesellschaft im 19. Jahrhundert